

Anja Schönborn
Ein Jahr in Neuseeland

Anja Schönborn

Ein Jahr in Neuseeland

Reise in den Alltag

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

*Für meinen Mann,
ohne dessen grenzenlose Unterstützung
ich dieses Buch nicht hätte schreiben können.*

Originalausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2009
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Satz: Dtp-Satzservice Peter Huber, Freiburg
Herstellung: CPI Moravia Books, Pohorelice

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Czech Republic

ISBN 978-3-451-05968-1

Inhalt

Vorwort	7
Februar – Das schönste Ende der Welt	9
März – Ankunft im neuen Leben	29
April – Ups and Downs	47
Mai – Haussuche auf Neuseeländisch	63
Juni – Alltag in Mitteleerde	77
Juli – Winter im Pazifik	95
August – Auckland without Auckland	106
September – Sie kommen ...	119
Oktober – Back to work	134
November – Die Erde bebt	148
Dezember – Erdbeeren zu Weihnachten	162
Januar – The grand Final	176

Vorwort

VIELE LEUTE haben uns immer wieder gefragt: „Warum geht ihr weg, warum ausgerechnet nach Neuseeland?“

Meine Schwester und ich sammelten als Kinder Briefmarken. Wir haben uns die Welt einfach aufgeteilt: Sie sortierte alle Marken aus Europa und Amerika, ich war für Australien, den Pazifik und Asien zuständig. Schon damals fand ich die Motive aus Neuseeland außergewöhnlich und ganz besonders schön – die andersartigen Tiere, die wunderschöne Natur. Allerdings hatte ich als kleines Mädchen nicht die leiseste Ahnung, wo dieses *New Zealand* überhaupt liegt, geschweige denn, dass ich später einmal dort leben würde.

Die Neuseeländer nennen sich nach ihrem Nationalvogel selbst *Kiwis* und sie wissen, dass ihr Land ein ganz besonderes Fleckchen Erde ist.

Bereits 1906 nannte der damalige neuseeländische Premierminister Dick Seddon seine Heimat *God's own country*. Später wurde durch den Dichter Allen Curnow daraus *Godzone*. Und wer das Ende der Welt einmal selbst kennengelernt hat, kann sicherlich nachvollziehen, wie Neuseeland zu diesen Namen kam.

Als ich das erste Mal während der *Herr der Ringe* Verfilmung nach *downunder* kam, war ich als Tolkien-Fan einfach nur neugierig auf Mittelerde und die gigantischen Naturkulissen. Doch mein Gefühl, als ich in Auckland aus dem Flugzeug stieg, war ganz merkwürdig, anders als

in allen anderen Urlauben. Ich erinnere mich daran, als ob es gestern gewesen wäre: Auch wenn alles um mich herum fremd und neu war, hatte ich tief im Inneren das leise Gefühl, zu Hause zu sein, angekommen zu sein.

Nach mehreren Urlauben träumen mein Mann Gunnar und ich davon, in dem von Deutschland entferntesten Land der Welt zu leben – es zumindest zu versuchen. Selbst die Geburt unserer Zwillinge Mia und Amy kann uns nicht aufhalten. Wir geben unsere sicheren Jobs in Deutschland auf, lassen Familienangehörige und Freunde zurück. Wie schwierig wird es wohl sein, in dem neuen Land Fuß zu fassen? Eine gewagte und spannende Reise beginnt. – Ein Jahr im Land der Kiwis.

Februar –

Das schönste Ende der Welt

„ZWEI ERWACHSENE, ZWEI KINDER BITTE!“ Die von der Sonne tief gebräunte schwarzhaarige Angestellte des Whalewatch-Unternehmens lächelt uns an. „Wickelräume sind da hinten und dort drüben ist eine kleine Spielecke.“ Sie deutet auf einen gemütlichen Berg aus bunten Sofakissen, vor dem Holzklötzchen, Bücher und jede Menge Stoffwale in einem großen, breiten Bastkorb liegen. „Ich hoffe, ihr seid seefest. Das Meer ist heute Morgen etwas rau.“ Die Frau polynesischer Herkunft rümpft ihre platte Nase und grinst verschmitzt. Auf unseren Schiffstickets steht dick gedruckt: *„Whalewatch. Sollten Sie nicht mindestens einen Wal sehen, bekommen Sie Ihr Geld zurück.“* Das ist kulant.

Ein Kleinbus bringt uns mit den anderen Touristen zur Anlegestelle des Speedboots etwas außerhalb *Kaikouras*. Der 2.000-Seelen-Ort liegt etwa eine Autostunde nördlich von Christchurch auf der Südinsel Neuseelands. *„Welcome on board.“* Captain Amiri und seine Crew reichen uns beim Einsteigen die wettergegerbten, rauen Hände, damit wir nicht in die bei jeder Welle größer werdende Lücke zwischen Steg und Boot fallen. Das Schiff wackelt und schaukelt auf den hohen Kämmen und kleine Gischtwolken spritzen mir ins Gesicht. Nur ab und zu gucken ein paar Sonnenstrahlen hinter den Schäfchenwolken hervor. Der Wind lässt die blaue neuseeländische Nationalflagge mit den Sternen und dem roten Kreuz am Bug lautstark hin und her flattern. Wir werden in die Passagierkabine

gelotst. Das Innere ist geräumig, hat aufgereichte türkisgrüne plüschige Sitze wie in einem Nobelbus. Hohe Wellen klatschen mit Getöse gegen die Scheibe neben mir. Mia und Amy quieken vor Vergnügen, patschen mit ihren Händchen von innen gegen das Fenster und versuchen, die herunterlaufenden Wassertropfen zu fangen.

„Ich bin Captain Amiri, das ist mein Skipper Huatare, und das ist Reka, unsere medizinische Assistentin“, stellt sich die Crew vor. „Eine medizinische Assistentin an Bord, das ist aber nobel“, denke ich. Sollte sich wirklich jemand den Fuß brechen, ist sofort eine Fachkraft da. Die Tourguides sind überwiegend Maori, die sogenannten polyneesischen Ureinwohner Neuseelands. Sie besitzen immer noch viele Fischgründe und Land um die Küsten herum. „Unsere Vorfahren waren hier in *Kaikoura* ansässige Walfänger und haben die letzten Wale noch bis 1964 gejagt. 1978 wurden der Walfang und die Jagd auf Robben und Delfine gesetzlich verboten“, führt uns Skipper Huatare in die Tour ein. Vom Waleabschlachten zum Walegucken – das ist eine 180 Grad-Kehrtwendung. „Bitte stehen Sie während der Fahrt nicht auf. Wir halten an, sobald wir mit unserem Sonargerät Wale geortet haben. Dann können Sie die Tiere oben an Deck in Ruhe beobachten. Während der Fahrt ist es zu gefährlich, besonders heute, wo die Wellen bis zu fünf Meter hoch sind. Die besten Fotomotive gibt es sowieso erst, wenn die Wale wieder abtauchen. Dann sieht man die typische Schwanzflosse herausragen. Wir sagen Bescheid, wenn es soweit ist. *Is everybody ready to rumble?*“

Der Steg und die Häuschen werden immer kleiner, und das Boot rast und springt über das turbulente, weiß aufgewühlte Wasser hinaus aus der Bucht von *Kaikoura*.

Unsere Zwillinge sind gerade ein Jahr alt und starren wie gebannt auf die Videoleinwand, auf der ein Kurzfilm

über die besondere Beschaffenheit dieses östlichen Küstenabschnitts und das außergewöhnliche *Wildlife* im Pazifik informiert. „Hier wurden 15 der insgesamt 74 existierenden Spezies an Wal- und Delfinarten gesichtet. Das ist weltweit einmalig und für viele Forscher besonders interessant“, erklärt der Sprecher die Videografie. Von den *Kaikoura Ranges*, einer massiven Bergkette im Hinterland, fällt der Meeresboden binnen weniger Kilometer steil bis auf eine Tiefe von weit über 1.000 Metern ab. Walgesänge sind zu hören und beeindruckende Aufnahmen von tauchenden Walen flimmern über den Screen. „Ein Unterwasserstrom schwemmt große Mengen organischen Materials nach oben. Das wiederum liefert beste Lebensbedingungen für Plankton, die Nahrung vieler Walarten.“

Der Captain wippt auf seinem gefederten Stuhl auf und ab und beobachtet das Sonargerät des Skippers, als es zu piepen beginnt. Geschickt wendet er das Boot entgegen der Wellen um 180 Grad, fährt noch ein paar Meter weiter und stoppt dann die Motoren. „Zu unserer Linken werden wir wahrscheinlich gleich einen massiven Walrücken entdecken“, verspricht er, und alle springen auf. Die glitschigen, nassen Stufen hinauf zum Deck nehme ich im Zweierschritt. Und da sehe ich ihn, den riesigen weißgrauen Körper, der eher aussieht wie ein gigantisches Felsmassiv. „Das ist ein weiblicher Pottwal. Das Säugetier ist etwa 15 Meter lang, tankt jetzt für eine Viertelstunde über die gesamte Körperoberfläche Sauerstoff auf und kann dann wieder zwei Stunden in bis zu 3.000 Metern Tiefe Riesentintenfische jagen“, tönt es aus dem Lautsprecher. Ich bin sprachlos. Aus dem Atemloch am Kopf prustet das Tier jede Menge Luft und feinste Wassertropfen in einer riesigen Fontäne nach oben – pffft. Was für ein Schauspiel. Ich komme mir auf unserer schaukelnden Nusschale winzig klein vor.

Die Haut des Pottwals ist an manchen Stellen aalglatt, dann wieder vernarbt und zum Teil sogar mit grünen Algen und einer Art Muschel bedeckt, die aussieht wie kleine kantige Steine. Überwältigt versuche ich, das gewaltige Tier vor die Linse meiner Kamera zu bekommen. Wenn man so über das weite Meer blickt, kann man sich gar nicht vorstellen, dass dort überall so riesige Tiere leben. „Und das hier ist nun ein Teil unserer neuen Heimat.“ Ich schließe die Augen und hole tief Luft.

„Achtung, jetzt taucht er gleich ab. Halten Sie Ihre Fotoapparate schussbereit!“, warnt uns der Captain vor. Der Wal scheint sich von unserem Boot überhaupt nicht gestört zu fühlen. Wie in Zeitlupe, langsam und graziös taucht er hinab in die Tiefe. Seine mächtige Schwanzflosse ragt zum Schluss weit über die Oberfläche hinaus und Wassermassen rinnen daran herunter wie über das Felsmassiv nach einem Regenguss in den Bergen. Lautlos verschwinden die letzten Spitzen. Dann ist das Spektakel vorbei und der Wal verschwunden, als ob er nie dagewesen wäre.

Ich will mich schon wieder auf den Weg zurück in die Kabine machen, als sich die Leute gegenüber wild gestikulierend weit über die Reling lehnen. „Auf der rechten Seite fliegt gerade ein Königsalbatross vorbei. Sie haben eine Flügelspannweite von bis zu dreieinhalb Metern und können bis zu zwölf Kilo schwer werden, im Tierreich ist das einmalig. Und direkt darunter, in einer Entfernung von etwa zehn Metern, kämpft gerade ein *blue-eyed penguin* gegen die Wellen an“, macht uns der Captain aufmerksam. Den Albatross kann ich nur noch erahnen, aber tatsächlich, im Wasser schwimmt ein einzelner, etwa dreißig Zentimeter großer Pinguin mit blauen Rändern um die Augen. „Es sieht aus, als ob er um sein Leben paddelt in den hohen Wellen“, sage ich mit etwas besorgter Stimme

zu der Frau neben mir. „Hey, der ist nur auf dem Weg zu seiner Kolonie und sucht nach Fisch. Alles o.k.“, antwortet sie zuversichtlich und lacht. „*By the way, I'm Laura and this is my hubby Steve.*“ Sie meint wohl ihren Mann, *husband*.

Wir erfahren, dass die beiden aus Queenstown kommen und gerade mit dem Campervan im Sommerurlaub sind. Laura hat leicht rötliche krause Haare, helle Haut und viele Sommersprossen im Gesicht. Steve sieht aus wie ein typischer *Kiwi*: ein *Beanie*, eine Wollmütze, auf dem Kopf, T-Shirt und kurze, graue bequeme Outdoor-Shorts, und natürlich barfuß. Selbst im tiefsten Winter laufen die *Kiwis* so herum – ganz ohne Schuhe. Und das *Beanie* bleibt auf, komme was wolle – ob im Café, im Supermarkt oder in der Disco.

Steve scheint tatsächlich auch trotz des Windes überhaupt nicht zu frieren. „*Hey, happy Camper?*“, fragt er uns auf dem Weg zurück unter Deck. In Neuseeland ein gängiger Ausdruck, der nicht im Geringsten etwas mit Camping zu tun hat. Steve möchte einfach wissen, ob bei uns alles in Ordnung ist. Und dass die Frage ironisch gemeint ist, wird mir schnell klar.

„Habt ihr keine Probleme mit der Seekrankheit?“, fragt er weiter. In diesem Moment laufen wir an einer älteren Frau vorbei, die sich mit einer Spucktüte auf einem Notsitz niedergelassen hat. „Die sieht aber ein bisschen grün im Gesicht aus“, witzelt Laura leise. Die beiden *Kiwis* setzen sich neben uns. „*So where are you from anyway?*“ Laura und Steve sind ausgesprochen freundlich – *Kiwis* eben. „Aus Deutschland. In einer Woche beginnt für uns der Ernst des Lebens. Gunnar braucht einen Job, und dann wollen wir versuchen, hier Fuß zu fassen.“ Wir erzählen, dass wir schon ein paar Mal im Urlaub hier waren und uns die Natur und auch die Mentalität der Leute so

gut gefallen. „Es ist ja ganz schön mutig, das mit zwei Kindern zu probieren. Wir drücken euch die Daumen. *By the way. Welcome to New Zealand!*“ Sie lachen und geben uns die Hand – mir wird warm ums Herz.

Kaum startet das Boot wieder, hören wir Spuckgeräusche, das typische Würgen, wenn sich jemand übergibt. Unauffällig drehe ich mich um. Neben der älteren Frau, die immer noch wie versteinert auf dem Notsitz in ihre Tüte starrt, übergibt sich ein zweiter Passagier in hohem Bogen über die Reling. „Das ist ja filmreif.“ Mein Mann Gunnar lacht. „*Disgusting!*“, Steve dreht sich ein bisschen angewidert zur Seite. „Sämtliche Touren nach uns sind wegen des Wetters auch abgesagt worden“, berichtet er dann. Wir beobachten amüsiert und natürlich auch ein wenig mitleidig, wie immer mehr Passagiere die Farbe im Gesicht verlieren und käseweiß werden. Die Spucktüten gehen weg wie warme Semmeln. Nun wird mir klar, warum es hier eine medizinische Assistentin gibt: Sie ist schwer beschäftigt und sammelt mit weißen Gummihandschuhen die benutzten Beutelchen wieder ein.

Das Boot hält erneut. Gespannt laufen wir wieder nach oben auf die Plattform. Eine ganze Gruppe Orcawale bewegt sich direkt auf unser Boot zu. Ihre großen schwarzen Flossen ragen heroisch aus dem Wasser. Drei oder vier Tiere kommen näher und näher, in ihrer Mitte schwimmt ein kleines Kalb. Kurz bevor sie uns rammen, drehen sie sich auf den Rücken und tauchen unter unserem Boot durch. „Hast du die weißen Bäuche gesehen? Die Orcas haben uns angeschaut!“, platzt es aus Laura heraus. „Da fragt man sich wirklich, wer da wen begutachtet, oder?“ Ich ramme Gunnar vor Aufregung den Ellbogen in die Seite. „Wenn wir Orcas sehen, dann ist die Chance auf Delfine gleich null. Orcas jagen Delfine.“ Steve kennt sich aus, kommt eigentlich aus einem kleinen Nest namens